

Ohnmachtsspiele

Mittendrin, doch außen vor: Deutsche Botschafter erinnern sich



Prof. Dr. ARNULF BARING, geb. 1932, ist emeritierter Professor für Zeitgeschichte und internationale Beziehungen an der Freien Universität Berlin. Jüngste Veröffentlichung: „Deutschland gehört nicht nur den Deutschen. Rückblicke und Ausblicke“ (Hohenheim Verlag 2007).

Arnulf Baring | **Vier Diplomaten, vier Lebensalter: Berndt von Staden (Jahrgang 1919), Christian Feit (1921), Franz Pfeffer (1926) und Jürgen Ruhfus (1930) haben ihre Memoiren vorgelegt. So unterschiedlich die Lebenswege, so einhellig die Erkenntnis: Der Handlungsspielraum von Diplomaten ist heute gering. Sie sind eher PR-Manager und Horchposten ihrer Regierung.**

Es sind die historischen Schlaglichter, mit denen Christian Feit die Schilderung seines Werdegangs immer wieder unterbricht, die seine Memoiren so lesenswert machen. Feit thematisiert nicht nur sein Herkunft aus Schlesien, seine Breslauer Heimat, das Familienzentrum Agathenhof im Glatzer Bergland, sondern berichtet auch eindringlich von den Erlebnissen im Krieg. Kurz nach Beginn des Russland-Feldzugs im Juni 1941, so erzählt er, sei neben der Vormarschstraße eine Bühne errichtet worden, vor der ein Feldgottesdienst abgehalten werden sollte. „Dies zeigte uns, dass die Feuertaufe nahte. Sodann bemerkten wir die mit schreienden Menschen beladenen Lastwagen, die (...) aus Lemberg in Richtung eines Wäldchens fahren. Von dort knatterten in Abständen Maschinengewehrsalven. Wir waren uns schnell einig,

dass es ein Unding sei, in der Nähe von Menschenhinrichtungen einen ersten feierlichen Feldgottesdienst mitzumachen.“

Bei der Aufnahmeprüfung für den Auswärtigen Dienst versagte Feit „wegen zu vieler Fehler im französischen Aufsatz“. Jedoch stellte ihn das Auswärtige Amt im Dezember 1951 als Wirtschaftsreferenten für verschiedene Generalkonsulate ein. Seine diplomatische Laufbahn fand ihre Krönung als Botschafter in Belgien, ehe er 1986 aus dem Dienst abschied. Er empfand sich immer als Einzelkämpfer, ohne Crew oder Gruppenschutz. „Dass dennoch ein Werdegang durch die personalpolitischen Maulwurfгалerien herauskam, spricht vielleicht zu meinen Gunsten.“ Seine etwas kauzig anmutende Außenseiterposition erlaubt ihm immer wieder pointierte Urteile.

In allen vier Erinnerungswerken wird bestürzend deutlich, wie gering heutzutage, selbst für Botschafter, eigenständige Wirkungsmöglichkeiten sind. Weder Ruhfus in Washington noch Pfeffer in Paris waren am Zustandekommen der Wiedervereinigung wesentlich beteiligt. Heutige Diplomaten müssen nach besten Kräften die Politik des eigenen Landes im Gastland plausibel machen, müssen um Verständnis, ja Sympathie für Deutschland werben, müssen herauszufinden versuchen, welche politischen Strömungen, die für unsere Politik von Bedeutung sein können, auf dem Auslandsposten zu erspüren sind. Sie sind also einerseits Public Relations-Manager, andererseits Beobachter, Horchposten der eigenen Regierung.

Die beschränkten eigenen Wirkungsmöglichkeiten deutscher Diplomaten zeigen sich am deutlichsten bei Jürgen Ruhfus, weil er detailliert von seinem lebenslangen Tun und Lassen berichtet. Jedem jungen Menschen, der mit dem Gedanken umgeht, Diplomat zu werden, ist sein Buch dringend ans Herz zu legen. Denn Ruhfus schildert anschaulich seine Vorfahren, Kindheit und Jugend, die berufliche Ausbildung, Auslandsstationen in Dakar, Athen, Nairobi und London, unterbrochen durch Zeiten in der Zentrale, so seine sechs Jahre im Presereferat des AA und drei – besonders wichtige – Jahre im Kanzleramt unter Helmut Schmidt. Hier war er wirklich im Zentrum der Macht, entsprechend informiert, auch einflussreich. Unter Helmut Kohl, genauer unter Hans-Dietrich Genscher, war er von 1984 bis 1987 Staatssekretär im Auswärtigen Amt. In den folgenden fünf Jahren beendete er seine diplomatische

Laufbahn als Botschafter in Washington. Die Atmosphäre seiner jeweiligen Wirkungskreise wird spürbar. Man glaubt nach der Lektüre, selbst in Dakar, Nairobi, London oder Washington gewesen zu sein. Ruhfus, ein Mann von angenehmen Umgangsformen, hat – wenn man seinen Ausführungen glauben darf – durchweg sympathische Kollegen und Gesprächspartner im In- und Ausland erlebt. Darum möchte man ihn beneiden.

Auch Franz Pfeffer gibt ein sehr genaues Bild seiner Tätigkeit in Warschau und Paris. Anders als Ruhfus, der immer in der westlichen Welt tätig war, hat Pfeffer in der Vorwendezeit unter unvergleichlich schwierigeren Umständen in Polen arbeiten müssen. Er verschweigt nicht, welchen Schikanen er in Warschau ausgesetzt war. „Wo sich ein Hindernis aufrichten ließ, wurde es aufgerichtet. Wer wie wir etwas bewirken wollte, watete über lange Strecken durch tiefen Sand.“ Und es gab Schlimmeres. Da wurde ein stehendes Auto, in dem ein Referent der Botschaft saß, von einem Lastwagen in klarer Absicht gerammt. Als ein anderer Referent in seine Wohnung zurückkehrte, glich sie einem geplünderten Kaufhaus. Bei einem Einbruch waren die Heizungen bei eisiger Kälte von den Eindringlingen abgestellt worden und die Heizkörper geplatzt. „Diese kriminellen Attacken waren umso unverzeihlicher, als die beiden deutschen Beamten sich mit großem Elan für die Verbesserung der deutsch-polnischen Beziehungen einsetzten.“

Pfeffer ist, wie auch die anderen drei, ein nachdenklicher Mann, der viel über uns Deutsche sinniert hat. So berichtet er, offensichtlich zustim-



Christian Feit:
Fußnoten zu unserer Geschichte 1921–2001.
Ein etwas anderes Buch.
Norderstedt: Books on Demand GmbH 2006, 247 Seiten, € 28,80



Jürgen Ruhfus:
aufwärts.
Erlebnisse und Erinnerungen eines diplomatischen Zeitzeugen 1955 bis 1992.
Sankt Ottilien: Eos-Verlag 2006, 443 Seiten, € 24,80

mend, der verehrungswürdige deutsch-polnische Pionier Karl Dedecius habe gesagt: „Man sollte an dem Grauen der Geschichte nicht pathologisch festhalten. Ein Gleichnis aus der Bibel mahnt, dass man an Sodom und Gomorra zwar denken soll, sich aber nach ihnen nicht unentwegt umsehen darf. Der Blick zurück ist tödlich und macht zu Säulen aus Salz. Die Unfähigkeit zu trauern, die uns oft vorgeworfen wird, ist ein Extrem, das andere aber ist die Unfähigkeit zur Freude.“

In Frankreich war es für Pfeffer ungleich einfacher als in Polen. Noch schwieriger als in Warschau war es aber, Zugang zum Machthaber zu finden. Von einem wirklichen Kontakt zum französischen Staatspräsidenten konnte man nicht sprechen. Das hat Pfeffer allerdings nicht gehindert, sich ein klares Bild Mitterrands zu machen, auch seine problematischen Reisen nach Kiew und Ost-Berlin („für uns im falschen Augenblick und mit höchstwahrscheinlich falscher Zielsetzung“) während der Wiedervereinigung einfühlsam zu analysieren. Pfeffer beschreibt Mitterrand als einen Solitär, einen Einzelgänger, er sieht in ihm einen Mann einsamer Entschlüsse und kunstvoller Selbststilisierung, aber auch einen Philosophen, der viel über Leben und Tod und den Nachruhm meditierte, einen Stoiker und Spötter, auf Abstand bedacht, voll intellektuellen Hochmuts. „Mitterrands Ehrgeiz, die Hartnäckigkeit, mit der er seine Macht ausbaute und verteidigte, seine Haltung, die auf Abstand und Würde bedacht war, die glänzende Form seiner gemeißelten Sprache – das alles flößte Respekt ein und fand wohl auch geheime Bewunderer in den Reihen seiner Gegner.“

Aber das diplomatische Geschäft bewegt sich meist nicht auf diesen Höhen der Betrachtung, sondern sieht banaler aus: „Nur die Eingeweihten wissen, dass eines der größten Kreuze des Auswärtigen Dienstes die vielen Stunden sind, die man, vor allem bei Essen mit fester Sitzordnung, manchmal bis spät in die Nacht hinein und eingeklemt zwischen wenig ergiebigen, langweiligen, allzu redseligen oder allzu schweigsamen Tischgenossen verbringen muss. Da ist schwer zu sagen, was elender macht: der Redeschwall eines Konfusen oder die dunkle Abgesunkenheit eines Teilnahmslosen, der durch kein Thema in Schwingungen zu versetzen ist.“

Ein anderes Kreuz sind schlechte Mitarbeiter, jene „Fußkranken“, die auf dem Rücken der Tüchtigen mitgeschleppt werden müssen. „Wie die Personalabteilung mir auf den Protest nach einer, wie mir schien, verfehlten Neubesetzung ganz offenherzig und ungerührt mitteilte, ‚können große Botschaften unsere Sozialfälle am ehesten absorbieren.‘“

Das größte Lesevergnügen der hier behandelten Erinnerungen bringen Berndt von Stadens Memoiren. Bereits mit seinen „Erinnerungen aus der Vorzeit. Eine Jugend im Baltikum 1919–1939“, die 1999 erschienen, und dem Band „Ende und Anfang. Erinnerungen 1939 bis 1963“ aus dem Jahre 2001 hatte von Staden außerordentlich lesenswerte Selbstzeugnisse geliefert, die er jetzt mit einem dritten Band über die Jahre von 1963 bis 1979 vervollständigt.

Seine Ortsschilderungen sind ebenso anschaulich wie seine Charakterisierungen führender Politiker. So schreibt er über das Arbeitszimmer



Franz Pfeffer:
Ein Amt und eine Meinung.
Botschafter in Polen und Frankreich.
Frankfurt:
Societätsverlag
2006, 543 Seiten,
€ 19,90

des amerikanischen Präsidenten, das Oval Office: „Ganz anders als die pompösen, aber seelenlosen Riesenträume moderner Machtzentren, wirkt es mit seiner geschwungenen Fensterwand (...) fast wie ein Gartenzimmer. Die Möbel sind im ‚colonial style‘ gehalten, der im Weißen Haus vorherrscht. Man betritt gleichsam das Arbeitszimmer eines wohlhabenden virginischen Plantagenbesitzers. Der Raum ist hell und anmutig, der Boden mit einem schwedisch-blauen Teppich bespannt, auf dem gelbe Sterne prangen.“ Und wie sah es in einem der Gästehäuser auf den Moskauer Leninhügeln 1980 aus? „Hier findet sich das Beste, was die Sowjetunion an Wohnkomfort zu bieten vermag (...) Alles funktioniert, selbst die sanitären Anlagen, was auch in guten Hotels im Osten meist nicht der Fall ist. Aber mein großes Zimmer enthält weder einen Lehnstuhl noch einen Schreibtisch. Die Kofferablage ist überdimensioniert, die Lichtschalter sind zu hoch und etwas schief angebracht. Auch das Gastgeschenk, das ich am nächsten Tage vorfinde, zeigt, dass man sich in einer anderen Welt befindet: ein naturalistisches, gusseisernes Pferd, das mit fliegender Mähne daherstürmt.“

Ähnlich plastisch sind seine Personenbeschreibungen, beginnend mit sich selbst, nachdem er 1970 Direktor der vereinigten politischen Abteilung des AA geworden war. „Mein Ehrgeiz, den ich nicht leugnen kann, ist eher von der passiven Art. Sein Antrieb ist weniger der Wille, mich durchzuboxen, als die Sorge, es nicht gut genug zu machen. Jetzt aber begann ich insgeheim einen Größenwahn zu entwickeln. Wenn ich in

meinem Dienstwagen mit eigenem Fahrer durch die Gegend fuhr, bildete ich mir plötzlich ein, ein mächtiger Mann zu sein. Dabei hätte ich wissen müssen, dass es seit den Tagen des Geheimrats von Holstein unseligen Angedenkens keinen ‚mächtigen‘ Direktor der politischen Abteilung mehr gab – und auch nicht mehr geben konnte.“

Russische Politiker jener Jahre werden ebenso klar gezeichnet wie amerikanische. Breschnew, Kossygin, Gromyko oder Falin treten ähnlich deutlich vor das innere Auge wie Lyndon Johnson, Henry Kissinger, Nixon oder Carter. Am meisten wird deutsche Leser wohl interessieren, wie von Staden unsere Politiker der sechziger und siebziger Jahre charakterisiert. Über den CDU-Politiker Gerhard Schröder als Bonner Außenminister sagt er: „Nach meinem Eindruck gehörte Schröder eher zu den verschlossenen Menschen, die sich nur schwer öffnen. Er war ein angenehmer Vorgesetzter, der sich nie im Ton vergriff, zugleich aber wirkte er ausgesprochen kühl und distanziert.“ Nachdem von Staden den damaligen FDP-Vorsitzenden im Sommer 1970 „zum ersten Mal aus nächster Nähe“ beobachtet hatte, notierte er im Rückblick: „Die Rolle, die Scheel in der deutschen Nachkriegspolitik gespielt hat, ist meiner Meinung nach nicht hinreichend gewürdigt worden (...) Die CDU hatte sich aus respektablen Gründen noch nicht dazu durchringen können, die unausweichliche Wende zu vollziehen. Dazu bedurfte es eines Regierungswechsels, für den nur eine Koalition der SPD mit der FDP zur Verfügung stand. Für sie hat Walter



Berndt von Staden:
Zwischen Eiszeit und Tauwetter. Diplomatie in einer Epoche des Umbruchs. Erinnerungen.
Berlin: wjs-Verlag
2005, 197 Seiten,
€ 34,00

Scheel sich entschieden. Das verlangte von ihm großen Mut. Denn er war es, der parteipolitisch das Risiko trug, nicht Brandt.“ Und wie sah von Staden Helmut Schmidt? „Ein nüch-

terner Realist, viel erfahren im Ost-West-Geschäft, in Strategie und Rüstungskontrolle, in Wirtschafts- und Währungspolitik, selbstbewusst, verletzbar, nicht frei von Emotionen.“

Drehscheibe der Globalisierung

Einblicke ins Kräfterdreieck zwischen China, Japan und den USA



Dr. DIRK NABERS, geb. 1968, ist Senior Research Fellow am GIGA German Institute of Global and Area Studies in Hamburg und Lehrstuhlvertreter für Internationale Beziehungen an der Universität Stuttgart.

Dirk Nabers | Drei Konfliktlinien prägen derzeit das Spiel um Macht und Einfluss in Ostasien: die wachsende Polarität zwischen den USA und China, der zunehmende Antagonismus zwischen China und Japan und das trianguläre Verhältnis mit den USA als externem Akteur. Drei Neuerscheinungen bringen Licht ins dunkle Spiel der sicherheitspolitischen Kräfte.

Am Ende der Lektüre bleibt dem Betrachter der Eindruck dreier faszinierender Bücher, von denen jedes auf seine eigene Art nachhaltigen Eindruck hinterlässt. Jean-François Susbielles Buch über China mit seiner provokativen Art, Kevin Cooneys präzise Analyse innerjapanischer Entscheidungsprozesse und der Rolle Japans in der Welt und Masamichi Inoues Buch wegen des nachdenklichen Duktus, mit dem der Autor anhand der Rolle des amerikanischen Militärs in Ostasien unsere Identität in einer globalisierten Welt thematisiert.

Als Bettlektüre für den an weltpolitischen Fragen interessierten Leser eignet sich am ehesten Jean-François Susbielles nun auf Deutsch erhältlicher Bestseller „China-USA: Der programmierte Krieg“. Susbielle vertritt pointiert und provokativ die These, China werde die USA und alle anderen Länder des Erdballs bis 2020 zu seinen Vasallen machen. Man muss

nicht alles für bare Münze nehmen, was Susbielle so von sich gibt. Es geht ihm vor allem darum, die Debatte um Chinas Weg zur Supermacht weiter zu emotionalisieren. Und alle Apologeten des amerikanischen Jahrhunderts sollen hier, so scheint es, ostentativ gekränkt werden: China wird als die Drehscheibe der Globalisierung beschrieben und für seine überaus erfolgreiche Rohstoffdiplomatie gerühmt, auf der anderen Seite wird Japan als der verlängerte Arm der USA diffamiert und wird die Bush-Doktrin als Eindämmungsstrategie gegenüber China entblößt.

Sicher eignet sich das Buch aufgrund seines mitunter metaphorischen Stils weniger für universitäre Hauptseminare oder Examenskolloquien. Sucht man in Susbielles Werk eine präzise, auf der Auswertung aktuellen Zahlenmaterials basierende wissenschaftliche Untersuchung, bleibt diese Anstrengung vergebens.

Als Einführung in die aktuellen wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen in China, als aufreizend verfassender Hinweis auf die atmosphärischen Störungen zwischen der Volksrepublik und den USA am Beginn des neuen Jahrhunderts und als umfassende, wenn auch strittige Bewertung der Strategie Pekings gegenüber den wichtigsten außenpolitischen Partnern und Kontrahenten ist es jedoch zu empfehlen.

Das von Kevin Cooney vorgelegte Werk zur japanischen Außenpolitik besticht hingegen durch klare und nüchterne politikwissenschaftliche Forschung, die Verwendung umfassender originalsprachlicher Materials, interviewgestützte Analyse sowie einen erkennbaren roten Faden: Es geht um die Ausweitung der sicherheitspolitischen Rolle Japans an der Seite der USA vor dem Hintergrund enger verfassungsrechtlicher Grenzen. Das Buch – eines der besten zur japanischen Außenpolitik seit langer Zeit – beschreibt den japanischen Weg nach dem Zweiten Weltkrieg: von der Entmilitarisierung über den Wiederaufbau so genannter Selbstverteidigungsstreitkräfte im Rahmen der Allianz mit den USA seit den fünfziger Jahren bis hin zur massiven Ausweitung der militärischen Rolle seit Beginn der neunziger Jahre.

Während die Beziehungen zu China, Russland, den beiden Koreas und Japans Rolle in den Vereinten Nationen in einem Kapitel analysiert werden, liegt das Hauptaugenmerk zu Recht auf der Allianz mit den USA und auf der Phase des außenpolitischen Wandels in den letzten zwei Jahrzehnten. Anfang der neunziger Jahre schien sich ein zunächst noch

dezidiert Antimilitarismus in Apathie zu verwandeln, als Japan in der Irak-Kuwait-Krise über das Stadium der „Scheckbuch-Diplomatie“ nicht hinausfindet. Seither wächst Japan in der Allianz mit den USA. Das Land ist heute gewillt, auch ohne schnelle Verfassungsänderung aktiv an der Seite der USA tätig zu werden. Ausgeschlossen bleibt davon vorerst lediglich eine direkte Kampfteilnahme japanischer Truppen im Rahmen kollektiver Verteidigungsmaßnahmen. Nichts deutet darauf hin, dass Japan den Weg in eine erneute Militarisierung gehen würde. Laut Cooney gibt es keine Anhaltspunkte für japanische Hegemonieansprüche in der Region. Außenpolitischer Wandel – so der überzeugende Befund dieses erstklassigen Buches – bedeutet hier eher Normalisierung im Sinne der Übernahme von Verpflichtungen in einer militärischen Allianz. Eine Normalisierung freilich, die rasch voranschreitet.

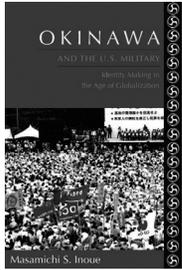
Als Mangel des Buches könnte man das Fehlen eines eigenen Kapitels zur Rolle Japans im „Krieg gegen den Terror“ nach dem 11. September empfinden. Dadurch büßt das Werk an Aktualität und Relevanz ein, hat sich doch die japanische Rolle an der Seite der USA in den Kriegen in Afghanistan und im Irak dramatisch gewandelt. Mit den Einsätzen im Indischen Ozean zur logistischen Unterstützung der alliierten Kriegsmaschinerie und den infrastrukturellen Arbeiten im Südirak wurden die letzten Verfassungsprinzipien über Bord geworfen. Japan hat den Rubikon überschritten. Es ist zu einem jederzeit und überall einsatzfähigen Instrument im globalen Interventionsmechanismus der USA geworden.



Jean-François Susbielle:
China – USA. Der programmierte Krieg.
Berlin: Propyläen-Verlag 2007, 360 Seiten, € 22,00



Kevin Cooney:
Japan's Foreign Policy Since 1945.
Armonk und London: M.E. Sharpe 2006, 328 Seiten, \$ 26,95



Masamichi S. Inoue:
Okinawa and the U.S. Military. Identity Making in the Age of Globalization.
 New York: Columbia University Press
 2007, 312 Seiten,
 \$ 47,00

Der kleinen südjapanischen Insel Okinawa als wichtigster ostasiatischer Basis dieses Interventionsmechanismus widmet sich in überaus kritischer, doch überzeugender Form das neue Buch des Anthropologen Masamichi Inoue. Der Autor ist seit langem für seine hervorragenden Arbeiten zu den amerikanischen Stützpunkten in der Region bekannt, und dieses erstklassig recherchierte Buch bildet keine Ausnahme: Es wird, so viel lässt sich jetzt schon sagen, künftig zur Standardliteratur über dieses Thema gezählt werden müssen.

Die 1500 Kilometer südwestlich von Tokio im Pazifik gelegene Präfektur Okinawa umfasst nur 0,6 Prozent der japanischen Landfläche, stellt jedoch traditionell mehr als 75 Prozent aller militärischen Einrichtungen für die in Japan stationierten amerikanischen Truppen zur Verfügung. Okinawa beheimatet mehr als 29 000 der rund 45 000 amerikanischen Soldaten in Japan. Was mit schmerz erfüllten Rufen der Empörung über die Vergewaltigung eines japanischen Schulmädchens in Okinawa im September 1995 durch Soldaten der US-Armee begann, wandelte sich schnell in die Forderung nach weitgehender Reduzierung der amerikanischen Truppen in der Präfektur und einer

Revision des Sicherheitsvertrags. Hier setzt Inoues Buch an.

Der gesamte Prozess der sicherheitspolitischen Neuorientierung der japanischen Regierung seit den neunziger Jahren wurde immer wieder von heftigen Protesten und medienwirksamen Demonstrationen in der Präfektur unterbrochen. Einer geplanten Ausweitung der strategischen Rolle Okinawas stand immer auch die Forderung nach einer Reduzierung dieser Funktion gegenüber. Die Diskussion des „Okinawa mondai“, des Okinawa-Problems, in den örtlichen Medien hatte zudem Einfluss auf die Meinungsbildung auf den vier japanischen Hauptinseln. Inzwischen spricht sich eine Mehrheit gegen einen Verbleib der Amerikaner aus.

So ist Inoues Buch, das aufgrund seiner vielen aufschlussreichen Illustrationen, des detailgenauen Kartenmaterials und seines logischen Aufbaus auch für den unbedarften Leser zugänglich sein dürfte, als Appell für einen kritischen Umgang mit der eigenen Identität als Japaner zu verstehen. Die Kernfrage lautet, wo der Platz einer lokalen Kultur wie derjenigen Okinawas in einer zunehmend nicht nur ökonomisch, sondern auch sicherheitspolitisch globalisierten Welt liegen könnte.

Chinas künftige Krisen

... und ihre Ursachen: Ein nüchterner Blick nach vorn

Fredrik Erixon | **Wenn eine wirtschaftliche Entwicklung so rasant vor sich geht wie die Chinas, bemühen wir häufig biblische Begriffe oder Referenzen aus dem Tierreich, um sie begreifen zu können. Doch das Wachstum des chinesischen „Drachens“ ist weder unerklärlich, noch wird es sich im gleichen Tempo fortsetzen. Vier Neuerscheinungen zeigen, warum.**

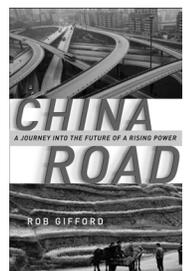
Chinas Wirtschaftswachstum ist kein Wunder, und sein wirtschaftliches Modell ist im Grunde sehr einfach zu verstehen: Es ist, ähnlich wie im Falle der asiatischen „Tigerstaaten“, auf internationale Integration ausgerichtet, vor allem auf Exporte und ausländische Direktinvestitionen, und es kann auf ein riesiges Reservoir an billigen Arbeitskräften zurückgreifen. Dieses Wachstum wird sich verlangsamen, und es werden Krisen kommen – wirtschaftliche wie politische. Was wird diese Krisen verursachen? Vier Bücher geben uns einige Einblicke.

Der ehemalige China-Korrespondent Rob Gifford hat sich im Land umgeschaut. Er ist entlang der Route 312, einer modernen Version der alten Seidenstraße, vom brodelnden Schanghai an der Ostküste bis zur westlichen Grenze zu Kasachstan gereist. In Schanghai stößt Gifford auf zunehmenden Individualismus und nachwachsende Parteikader. In Nanjing, einst Hauptstadt der Ming-Dynastie, erfährt er einiges über geschichtliche Traumata: von der Niederlage 1842 gegen die britische Flotte bis hin zu den Massakern während der japanischen Invasion 1937. Im Süden Henans besucht er von Aids-Kranken bewohnte Dörfer, die ursprünglich

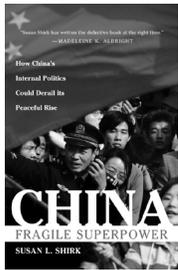
von der Regierung geschaffen wurden, nun aber vor der Welt versteckt gehalten werden. Er entkommt nur knapp einer Verhaftung. Und in einem Bus im Süden Gansus, weit entfernt von den Boomregionen der östlichen Küste, trifft der Autor zwei junge Frauen, die mit Kosmetikprodukten handeln, fest entschlossen, Modernität in die abgelegenen Gegenden des armen, inneren Chinas zu bringen. Diese Begegnungen erzählen von sozialem Wandel und wachsenden Spannungen in einer sich reformierenden, gleichwohl immer noch mächtigen kommunistischen Diktatur. Dabei geht es um mehr als um antikommunistische Gefühle: Konfuzianismus und chinesische Tradition stehen ebenso auf dem Prüfstand wie der Geist des Maoismus. Giffords größte Leistung ist es, einen Zusammenhang zwischen der soziokulturellen Entwicklung Chinas und den gegenwärtigen und zukünftigen Möglichkeiten kommunistischer Machtkontrolle herzustellen. Die Balance zwischen Individualismus und Kollektivismus war stets eine der Hauptquellen sozialer Konflikte. Die Partei hat wenig Hoffnung, individualistisch ausgerichtete Chinesen, die kommunistischen Ideen abgeschworen haben, von den Vortei-



FREDRIK ERIXON, geb. 1973, ist Direktor und Gründer des European Centre for International Political Economy (ECIPE) in Brüssel.



Rob Gifford:
China Road. A Journey into the Future of a Rising Power.
New York: Random House 2007, 352 Seiten, \$ 26,95



Susan L. Shirk:
China. Fragile Superpower, Oxford University Press, 2007, 336 Seiten, £ 15,99

len kollektivistischer Macht zu überzeugen. Ihre langfristige Strategie zur Machterhaltung geht eher dahin, die junge Elite einzubinden, die Besten und Brilliantesten des zukünftigen China. Eine Strategie, die in den Handelsregionen funktionieren mag. Doch sie vernachlässigt die soziologische Basis der chinesischen Revolution: die Bauern. Maos besonderer Beitrag zur Geschichte der kommunistischen Bewegung war seine Allianz mit den Bewohnern der armen, ländlichen, Gegenden. Doch die Führung in Peking ist gegenwärtig dabei, einen alten Fehler zu wiederholen: Sie vernachlässigt das Hinterland.

Es gibt eine ganze Reihe von Faktoren, die derzeit die Macht der Kommunistischen Partei im Lande bedrohen. Welche das sind, zeigt Susan Shirk, in der Bill Clinton-Regierung Expertin für China. Im Zentrum ihrer fesselnden Abhandlung steht der Nationalismus – nicht nur als Theorie oder historische Idee, sondern, mindestens genauso wichtig und vielleicht auf den ersten Blick überraschend, als einzig möglicher Weg, Kritik an der Regierung zu üben. Träger des zunehmenden Nationalismus sind zum einen die Bauern, die im Zuge der rasanten Wirtschaftsentwicklung Opfer von Enteignungen durch lokale Behörden wurden. Eine andere Gruppe sind Universitätsstudenten, die angesichts der Erfahrungen von 1989 zögern, die Regierung mit Forderungen nach Demokratie zu bestürmen und daher den Umweg über nationalistische Argumente nehmen.

Neben diesen Gruppen nennt Shirk das Militär, für das die Taiwan-Frage und die Ein-China-Politik im Fokus stehen. Ebenso bedeutsam, und

mittlerweile der Kontrolle der Regierung entglitten, ist die Animosität gegenüber Japan. Immer häufiger kommt es zu antijapanischen Demonstrationen, die eine ständig wachsende Anzahl von Menschen anziehen. Eine Umfrage unter jungen Chinesen im Jahr 2005 hat ergeben, dass mehr als die Hälfte von ihnen Japan hasst oder verabscheut. Der Vertrieb des Filmes „Die Geisha“, in dem drei chinesische Filmstars als Geishas zu sehen sind, wurde auf Anweisung der Regierung untersagt. Der Grund: Angst vor öffentlichem Aufruhr.

Der chinesische Nationalismus hat historische Wurzeln; er kann nicht befriedigend erklärt werden ohne ein tiefer gehendes Verständnis der chinesischen Geschichte. Zu diesem Thema sind jetzt zwei glänzend geschriebene Abhandlungen erschienen. Sie beschäftigen sich mit der Entstehung des chinesischen Staates und dem fortwährenden Ringen um den Zusammenhalt des Landes. Verwendet Julia Lovell (Cambridge) als Chiffre für 3000 Jahre chinesischer Geschichte das Bild von der Großen Mauer, so betrachtet der australische Politikwissenschaftler Harry G. Gelber Chinas Geschichte aus einer westlichen Warte. Beide Bücher stellen gerade für die Nationalismusdebatte eine erhellende Lektüre dar. So versteht Lovell den chinesischen Nationalismus als ein Produkt des Politbüros und als ein Phänomen, das kaum älter als hundert Jahre ist. Zuvor hätten die herrschenden Dynastien im Mittelpunkt gestanden. Doch sie spricht von einer „Wiederbelebung“ des Nationalismus als einer Methode, das Land gegen die „Gefahr des drohenden Zusammenbruchs“ zu schützen.



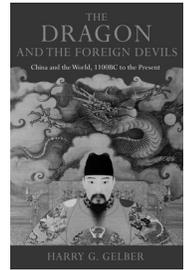
Julia Lovell:
Die Große Mauer. China gegen den Rest der Welt. 1000 v. Chr. – 2000 n. Chr. Stuttgart: Theiss 2007, 344 Seiten, € 22,90

Was ist es also, das wiederbelebt wurde? Geeint wurde China im Jahre 200 v. Chr. durch Qin Shi Huang Di; die Bezeichnung „China“ leitet sich vermutlich von seinem Namen ab. Auf diesen brutalen Herrscher gehen nicht nur die Schaffung eines fortschrittlichen Verwaltungsapparats und eine Modernisierung des Heeres zurück, sondern auch die Einführung eines einheitlichen Gesetzeskodexes sowie einer einheitlichen Währung und nicht zuletzt die Anfänge der Großen Mauer.

Darüber hinaus sorgte Qin für eine Politisierung sämtlicher Bereiche des chinesischen Alltags, einschließlich des Familienlebens. Obgleich er nur vergleichsweise kurz regierte und seine imperialen Ambitionen das Land an den Rand der Erschöpfung trieben, steht seine Regierungszeit im kollektiven Gedächtnis Chinas für die durch ihn vollzogene Zentralisierung der Macht und die damit entstandene Idee, dass China nur stark sein kann, wenn es sein

ausgedehntes Reich zusammenhält. Das hat China bis heute geprägt. Epochen der Schwäche werden als Resultat interner Streitigkeiten interpretiert – zwischen Regionen und zwischen Dynastien. Und in diesen Zeiten der Schwäche wurde China gedemütigt – von den mongolischen Eroberern im Norden und von Kolonialisten aus dem Westen und dem Osten (Japan).

Diese romantisierende Idee ist äußerst wirkungsmächtig: Sie geht davon aus, dass Fortschritt und Modernisierung mit Zentralisierung einhergehen, eine starke Zentralmacht gilt als die höchste Form des Nationalismus. Und das alles muss mit Mauern geschützt werden – realen wie mentalen. Dieser Glaube verleiht brutalen Herrschaftsmethoden Legitimität – von Qins Terrormaßnahmen wie der Bücherverbrennung und der Massenhinrichtung Intellektueller bis zum Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens oder der exzessiven Kontrolle von Internetnutzern.



Harry G. Gelber: *The Dragon and the Foreign Devils: China and the World 1100 BC to the Present.* London: Bloomsbury 2007, 492 Seiten, £ 25,00

Wenn die Staatsräson Urstände feiert

Noch ein neuer Sammelband zur deutschen Außen- und Sicherheitspolitik

Hanns W. Mauß | **Quasi das Gegenstück zum „Handbuch zur deutschen Außenpolitik“** (vgl. die Rezension von Sven Bernhard Gareis in der *IP*-Ausgabe 6/2007) stellt der von Thomas Jäger, Alexander Höse und Kai Oppermann herausgegebene Sammelband dar. Der Vergleich beider Bände offenbart unterschiedliche Stärken und Schwächen.

Bietet das „Handbuch“ im Gegensatz zum hier besprochenen Sammelband einen rund 250 Seiten umfassenden Abschnitt, in dem einige der für

Deutschland besonders wichtigen bilateralen Beziehungen abgehandelt werden – von Amerika bis Japan –, so fällt dafür die Darstellung der einzel-



Prof. Dr. HANNS W. MAULL, geb. 1947, lehrt Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Außenpolitik und Internationale Beziehungen an der Universität Trier.



**Thomas Jäger,
Alexander Höse,
Kai Oppermann
(Hrsg.):**

*Deutsche
Außenpolitik,
Sicherheit,
Wohlfahrt,
Institutionen
und Normen.*

Wiesbaden:
VS Verlag für Sozial-
wissenschaften
2007, 638 Seiten,
€ 34,90

nen Themen im vorliegenden Band ausführlicher und analytischer aus. Das hat gute und schlechte Seiten. Zu letzteren zählt das ziemlich krause Einführungskapitel, das arg tief schürfen möchte: „Da staatlich verfasste Gesellschaften miteinander in Beziehung treten können, stellen sie füreinander Umwelt dar“ – so beginnt das Einführungskapitel. Und endet 24 Seiten später: „Die Analyse der deutschen Außenpolitik auf den unterschiedlichen Gebieten hat also jeweils unterschiedliche Wirkungskräfte und Restriktionen aus der internationalen Umwelt zu berücksichtigen. Diese stellen einen Teil der Restriktionen für außenpolitisches Handeln und mehr noch für den Erfolg der außenpolitischen Maßnahmen dar“ (S. 37). Ja, doch, das kann man knapper und schöner sagen. Etwa wie Wilfried von Bredow in seinem abschließenden Essay: „Die entscheidenden Rahmenbedingungen für die deutsche Außenpolitik sind das Ende des Ost-West-Konflikts und die zunehmende Dynamik der Globalisierung“ (S. 631).

Gottlob überwiegt insgesamt bei weitem die nüchterne, dennoch reflektierte Darstellung, und in den Kapiteln, in denen die beiden Bände ähnliche oder die gleichen Fragestellungen behandeln, schneidet der vorliegende Band durch die stärker analy-

tisch ausgerichtete Konzeption unter dem Strich sogar besser ab. Dagegen fällt auf, dass die europäische Integration als zentraler Rahmen der deutschen Außenpolitik und auch das Verhältnis zu Frankreich nur in zwei eigenen Kapiteln thematisiert werden.

Und noch eines kann das „Handbuch“ eindeutig besser als der hier besprochene Sammelband. Denn wenn im Abschlussteil mit dem Titel „Zwischen Amerika und Europa“ neben dem erwähnten Wilfried von Bredow noch Werner Link, Hans-Peter Schwarz, Lothar Rühl und Reinhard Rode zu Wort kommen, wird ein weiteres Manko deutlich: die theoretische Engführung. Hier streiten Realisten mit Realisten, man zitiert auch gerne einmal Bismarck, und die Idee der Staatsräson feiert fröhliche Urstände (Rainer Baumanns Beitrag zum Multilateralismus in der deutschen Außenpolitik bildet die einzige wirkliche Ausnahme). Im Handbuch finden sich im Gegensatz dazu eine insgesamt weitgehend repräsentative Palette von Autoren und Ansätzen und eine demgemäß umfassendere theoretische Reflexion der deutschen Außenpolitik in den letzten 20 Jahren. Schade, dass man da bei den Kölner Herausgebern nicht über den Schatten der eigenen Tradition springen wollte.